

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltik.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Fürst Bura-eddin bewohnte hier die erste Etage eines eleganten Hauses. Der Portier fixierte Belten, befragte ihn aber nicht. Oben öffnete auf das Klingelzeichen ein Diener und nahm Belten die Karte ab. Man schien ihn erwartet zu haben, denn der Diener führte ihn ohne weiteres in einen großen dreifachstrigen Salon mit prunkvoller, aber frostiger Einrichtung.

Belten war kaum eingetreten, so erschien auch Annemarie, in einem Schlafrock von blaßblauer Seide mit zerknüllten Spitzen und Schleifen, das Gesicht sehr blaß, die Blicke schlaff, die Augen verweint. Mit einem wilden Ausschlagen warf sie sich an die Brust Belten's; sie wollte sprechen, aber ihre Stimme erstickte immer wieder in dem trampfhaften Weinen, das ihre Glieder beben ließ.

Belten strich mit der Hand über ihr wirres blondes Haar. „Annemarie — liebes Kind,“ sagte er zärtlich, „nur Ruhe — Ruhe . . . ein Freund ist bei Ihnen, ein guter Freund, dem Sie Ihr Herz ausschütten können . . . Es ist ja nicht das erstemal . . .“

Aber es währte lange, ehe die Ruhe wirklich über das verstörte junge Weib kam. Nur allgemach konnte sich Belten ein Bild von dem entwerfen, was geschehen war.

Bei seiner Rückkehr nach Berlin von dem Begräbnis des Herzogs hatte Fürst Kola ein Telegramm vorgefunden. Er erbrach es in Gegenwart seiner Frau und wurde kaltig weiß. Aber er beherrschte sich: eine unliebende Nachricht von seinen Göttern, so sagte er zu Annemarie, zwingt ihn noch zu einigen Geschäftsgängen. Doch er ging nicht sogleich. Er riegelte sich zunächst in seinem Zimmer ein; Annemarie merkte später, daß er Papiere verbrannt hatte. Gegen sechs Uhr verabschiedete er sich herzlich von seiner Frau — und kam nicht wieder. Annemarie fiel es auf, daß Kola den Weg über die Hintertreppe und durch den kleinen Garten wählte, der wiederum mit dem gegenüberliegenden Hause in Verbindung stand, dessen Frontseite sich nach dem Leipziger Platz zu erhob. Kaum eine Viertelstunde später erschienen zwei Mitglieder der russischen Botschaft, der Botschaftsrat Baron Hänel und der Militärattaché Graf Dowjagin, in Begleitung zweier Polizeikommissare in Zivil, entschuldigend sich höflich bei der jungen Frau, fragten nach Kola und begannen sodann sein Zimmer, sowie einige Schränke der Wohnung unter Siegel zu legen. Während Graf Dowjagin ziemlich kurz angebunden war, versuchte Herr von Hänel, ein Deutscher aus den Ostseeprovinzen, die verängstigte Frau zu beruhigen; er erklärte ihr, es handle sich allerdings um eine sekrete Angelegenheit, ließ aber doch

durchblicken, daß auf der Botschaft wichtige Papiere abhanden gekommen seien und daß eine Verdachtsspur auch bis zu Kola führe — eine Spur im übrigen, die noch keineswegs auf eine Mitschuld des Fürsten hindeute . . . Es schien den Herren außerordentlich angenehm zu sein, daß Kola nicht im Hause war; sie empfahlen Annemarie an, auf den Schutz der Siegel zu achten, und verabschiedeten sich ebenso höflich, wie sie sich eingeführt hatten. Und nun kam das, was Annemarie am meisten erschreckt hatte. Baron Hänel hielt sich mit Absicht ein wenig zurück, während die andern vorangingen. Halb gedeckt durch die Tür, zog er hastig Annemaries Hand an die Lippen und flüsterte: „Aufgepaßt, Durchlaucht: ich glaube zwar nicht, daß Kola zurückkehren wird — aber geschieht es dennoch, so soll er vorsichtig sein. Geheimpolizisten halten das Haus umstellt . . .“

Das war es, was Belten erfuhr. Und jetzt fiel ihm auch ein, daß zwei Herren von der andern Trottoirseite aus die Straße überschritten hatten, als er das Haus betreten, und daß ihn auch der Portier in auffälliger Weise fixiert hatte. Das konnte Zufall sein, aber vielleicht auch mehr.

Annemarie saß auf einem mit grüner Seide überzogenen Divan und starrte in das kalte Licht hinein, das den unbehaglichen Raum mit frostigem Glanz erfüllte. Sie war so erschöpft, daß sie fast zusammenbrach. Ihre Augen brannten in der roten Umrandung, in dem armen blassen Gesicht zuckten die Muskeln. Sie hatte nur abgebrochen erzählen können, gewissermaßen stotternd. Sie hatte nachts über natürlich kein Auge geschlossen, sich in tausend Mutmaßungen zerquält und zermartert und dabei immer mit lauschendem Ohr auf die Rückkehr Kolas gewartet. Sie begriff nicht, was geschehen sein konnte. „Herr Gott im Himmel,“ schrie sie, „— Belten, Belten — Kola ist doch kein Schurke!“

Er suchte nach begütigenden Worten; sie fruchteten wenig. Da schlug er einen herberen Ton an. „Annemarie,“ sagte er, „Sie haben mich hergerufen, damit ich Ihnen nötigenfalls helfe, damit ich Ihnen beistehen kann. Das war verständlich von Ihnen; Kost würde Sie wahrscheinlich nur noch mehr aufgeregt haben. Aber Sie müssen nun auch verständlich l e i b e n. Wir bringen kein Licht in die Wirknis, wenn wir uns nicht bemühen, klar und folgerichtig zu denken. Beantworten Sie mir bitte die Fragen, die ich Ihnen vorlegen werde. Haben Sie in der Zeit Ihrer Ehe gemerkt, daß Fürst Nikolaus irgendwelche geheime Verbindungen unterhielt?“

Sie war ganz verwundert. „Aber nein,“ antwortete sie, „was denn für geheime . . .? Ah, — Sie meinen politischer Art! Gott bewahre — ich weiß wenigstens nichts davon. Wir politisierten nie miteinander — was verstehe ich denn von all dem! Kola arbeitete viel — er brachte sich zuweilen Akten von der Botschaft mit, um sie hier zu erledigen; er sagte, auf ihm, dem zweiten Sekretär, lasse eine riesige Arbeit; was den andern zu langweilig sei, überlasse man ihm . . .“

„Ging er häufig allein aus?“  
 „Nein — o doch... anfänglich nicht, aber später. Das machte sich so. Er hatte seine Herrenabende im Klub und da und dort... Einmal habe ich auch eine anonyme Warnung bekommen, einen Brief, in dem hieß es, Kola habe ein Verhältnis mit einer jungen Russin, die hier lebe — das habe er schon lange und auch nach der Heirat nicht abgebrochen. Ich zeigte Kola den Brief — da hat er gelacht und gemeint, solche Wünsche gehörten in den Papierkorb oder besser noch ins Feuer...“

„Haben Sie von den Papieren, die Ihr Vater allem Anschein nach verbrannt hat, kein Schnitzelchen mehr gefunden?“

„Ich habe gar nicht danach gesucht, Velten — aber ich spürte den Geruch verbrannten Papiers in meinem Zimmer.“ Sie nestelte an ihrer Tasche. „Nur das fand ich im Korridor und steckte es ein — das Telegramm, das Kola erhalten hatte und das er verloren haben muß. Ich habe es den Herren gar nicht erst gezeigt — ich kann es auch nicht lesen, ich glaube, es ist Russisch...“

Sie reichte Velten die Depesche, der sie sorgfältig prüfte. „Das ist nicht Russisch, Fürstin.“ sagte er, „das ist irgend eine verabredete Geheimschrift... Liebe Annemarie, ich fürchte, wir kommen auf diesem Wege nicht weiter. Sie erzählten, der Botchaftsrat von Hänel sei liebenswürdig zu Ihnen gewesen; wissen Sie, wo er wohnt?“

„Ich kann auf seiner Visitenkarte nachsehen, wir haben in seinem Hause verkehrt. Wollen Sie zu ihm gehen?“

„Vielleicht gibt er mir Aufschluß — vielleicht... Liebe Freundin, wir müssen auf alles vorbereitet sein. Ich fürchte, die Politik streckt ihre Fangarme auch bis in Ihr Heim hinein — und wo dieser gräßliche Polyp sich regt...“

Er brach ab. Er sah, daß Annemarie mit den Händen an ihr Herz griff und die Augen schloß — und da sprang er auf und umfasste sie. „Um Gotteswillen, Annemarie,“ rief er ängstlich, „so seien Sie doch stark — es ist ja noch nicht alles verloren!...“ Ihr Gesicht verblühte noch mehr, sie rang nach Atem und lag schwer in den Armen Velten's.

„Liebes Kind,“ sagte er, „ich bitte Sie herzlich: legen Sie sich zu Bett — Sie werden mir krank — und wer weiß, ob Sie nicht Ihre Kraft brauchen... darf ich Ihren Arzt rufen lassen?“

„Nein,“ hauchte sie, „ich will ihn nicht — ich kann ihn nicht leiden...“

Ein glücklicher Gedanke schoß Velten durch den Kopf. „Hören Sie, Annemarie: ich werde zu Otto schiden. Er praktiziert zwar nicht, aber er ist immerhin Mediziner und wird den Arzt ersetzen. Und er ist Ihr Freund, vor dem Sie nichts zu verbergen nötig haben. Das gewährt auch mir eine Veruhigung — ich weiß Sie dann wenigstens in sicherer Obhut. Darf ich?“

Sie nickte, ergriff seine Hände und sah ihn dankbar an. Sie war so schwach, daß sie kaum sprechen konnte. „Gut, Velten,“ sagte sie leise, „lassen Sie Otto kommen. Ich verspreche Ihnen auch, ich will mich niederlegen. Und Sie gehen zu Herrn von Hänel und fragen ihn, was er über Kola weiß. Ich gebe Ihnen eine Zeile mit, die Sie legetimieren wird. Mein Gott, man kann mich über das Schicksal meines Mannes doch nicht im Ungewissen lassen! Und wenn er nun überhaupt nicht wieder kommt! Soll ich denn Mutter werden, ohne daß mein Kind...“ Sie sprach nicht zu Ende, schluchzte auf und preßte ihr Gesicht in die Kissen des Sofas.

Velten atmete schwer. Also auch das noch. Die arme Frau erwartete ein Kind, das vielleicht niemals seinen Vater sehen sollte. Es war ein Verhängnis, das über das Unglückshaus hereinbrach.

Annemarie richtete sich wieder auf und tupfte mit ihrem Taschentuch die Tränen aus den Augen. Sie wurde ganz plötzlich gefasster und ruhiger, befragte den Diener nach der Adresse des Barons Hänel und gab Velten eine Visitenkarte folgenden Inhalts: „Annemarie Fürstin Bura-eddin, geborene Prinzessin von Gotternegg, bittet den Baron Hänel, den Ueberbringer dieses, Doktor Freiherrn von Velten, einen Freund ihres Hauses, vortlassen und anhören zu wollen.“

„Ich bin zu jeder Stunde für Sie zu sprechen, Velten,“ sagte sie dabei, „und wenn es Otto belieben sollte, mich in das Bett zu stecken, laß ich Sie in mein Schlafzimmer fahren. Suchen Sie mit aller List herauszubekommen, was Kola ver-

brochen haben soll — gehen Sie nötigenfalls auf die Polizei und melden Sie sein Verschwinden an. Ich will aus der Ungewißheit heraus!...“

Velten brach auf. Die Herren, die sich für sein Kommen interessiert hatten, sah er auf der Straße nicht wieder. Er nahm sich eine Droschke und fuhr zu dem Botchaftsrat von Hänel. Die Karte Annemaries gewährte ihm Einlaß. Baron Hänel war ein liebenswürdiger älterer Herr mit gutmütigem Lebemannsgehalt und kleinen freundlichen, beständig zwinkernden Augen. Er gab sich anfänglich etwas reserviert, wurde dann aber offener.

„Details weiß ich nicht, Herr von Velten,“ sagte er. „Ich weiß nur, daß der Verdacht auf dem Fürsten Bura-eddin ruht, der internationalen Propaganda wichtige Papiere ausgeliefert zu haben. Daß der Fürst verbrecherische Verbindungen unterhalte, mutmaßte man längst. Hätte es in der Hand des Botchaftsrats gelegen, die Heirat mit der bedauerenswerten Prinzessin zu verhindern, es wäre geschehen. Aber er durfte nicht sprechen.“

„Pardon, Herr Baron,“ warf Velten ein, „halten Sie es denn für ganz unmöglich, daß der Verdacht auf einem Irrtum beruhen kann? Welcher Grund soll für einen lebenslustigen jungen Mann wie den Fürsten Kola vorgelegen haben, sich in nihilistische Umtriebe verwickeln zu lassen? Er machte doch keineswegs den Eindruck eines politischen Fanatikers — ich habe ihn immer nur für einen harmlosen Bibeur gehalten...“

Herr von Hänel zog die breiten Schultern hoch. „Verehrtester,“ entgegnete er, „auch darauf kann ich Ihnen keine bestimmte Antwort geben. Ich habe nur Mutmaßungen. Die Verhältnisse des Fürsten sollen total brouilliert gewesen sein — sein eigener Bruder wußte nicht mehr, aus welchen Quellen er schöpfte... Im übrigen — mein bester Herr von Velten, werden Sie auf der hiesigen Polizei wahrscheinlich genauere Auskunft erhalten können als durch mich. Die Polizei ist uns sehr gefällig und hat auch gewisse Wünsche der Bottschaft respektiert. Es ist erklärlich, daß man dem Fürsten den Weg nach Sibirien ersparen wollte. Da hat uns die Polizei denn benachrichtigt, daß er nach der Schweiz zu flüchten beabsichtige. Tatsächlich ist Kola aber gestern abend vom Hamburger Bahnhof abgefahren... Ich will nicht klarer werden, Herr von Velten. Die Verhältnisse liegen eigenartig. Breuken kann nur ausliefern, nicht verfolgen und inhaftieren...“

Velten nickte. „Vom Hamburger Bahnhof,“ wiederholte er. „Da liegt also die Wahrscheinlichkeit nahe, daß er nach Amerika flüchten wird.“

„In der Tat, das ist das Wahrscheinlichste. Es wäre auch das Beste. Dräben wird er verschwinden, wird untergehen. Ich möchte Ihnen eine Wette proponieren: er wird eines Abends in einer Matrosenschenke von New York in einen Streit mit betrunkenem Gesindel verwickelt und totgeschlagen werden. Ich wette darauf.“

Herr von Hänel sagte dies mit freundlichem Gesicht und vergnüglich zwinkernden Augen. Velten war entsetzt. „Um Gottes willen,“ stieß er hervor, „sein armes — armes Weib!...“

Nun wurde der Botchaftsrat ernst, sehr ernst. Er setzte sich Velten gerade gegenüber und aus seinen Zügen schwand der lächelnde Ausdruck. Aber doch nicht völlig. Es blieb ein Faden um die Mundwinkel zurück, das häßlich war: grotesk und cynisch zugleich. Er sagte: „Herr von Velten, ich bemitleide die Fürstin von Herzgen. Ich wünschte, der Zusammenbruch ihres Mannes wäre schon vor Jahresfrist erfolgt, denn schon damals haben wir ihn kommen. Trotzdem: es ist noch immer ein Glück, daß das Wetter jetzt über Kola hereinbrach, ehe die Schande größer wurde. Inallement: dieser junge Bursche, der einem der edelsten Geschlechter Sibiriens angehört, ist — ich wäge das Wort — ist eine infame Kanaille. Je eher er seinem unglücklichen Weibe entrisen werden konnte, um so besser für die Aernte... Ich möchte noch etwas anfügen. Es wird nicht zu verhindern sein, daß die üble Affäre wenigstens andeutungsweise in die Zeitungen kommt; greifen Sie da nicht mit Berichtigungen und dergleichen ein. Es wird gut sein, daß Kola Bura-eddin so bald als möglich vergessen wird; schon der armen Frau wegen, die vielleicht ihren Mädchen namen wieder annimmt — aber auch um des Fürsten Jagd willen, dem der Jar stets außerordentlich gewogen war...“

(Fortsetzung folgt.)

## Old England.

Eine groteske Geschichte von Rudolph Michael.  
(Nachdruck verboten.)

Nachdenklich, langsam mit gepreßten Lippen wanderte Thomas Upper an der grauen, dunklen Häuserfront entlang. Von fernher brandete durch die Straßen wie durch einen Hohlweg der rauschende und kreischende Lärm der inneren City. Hier war es stiller und milder. Es war, als flößen alle unruhigen Wasser Londons dort in einen wirren Strudel zusammen. Am dunklen Himmel stand der rötliche Widerschein der großen Stadt.

Thomas Upper ballte die Fäuste und stemmte sie in die Taschen des leichten Sommermantels, den er trotz Herbst und Nebel noch immer trug. Mein Gott, von 90 Schilling den Monat kann man sich nicht zu jeder Jahreszeit einen neuen Rock kaufen. Das muß doch ein Prinzipal einsehen. Na, und auch der Herbst war rücksichtslos genug, brummte Thomas. Der fragte nicht nach Ultimo und Vermögen. Der war einfach da und kommandierte: So, nun zieh den hellen Plunder aus. Ich bin fürs Graue.

Erschrocken schaute Thomas gegen die blendende Höhe. Eine blutrote Hand schrieb gegen die graue Hauswand in riesigen, grellen Buchstaben: *enlist now! cometh needs now!*

Da sah Thomas Upper wieder nieder zur Erde und tat, als schämte er sich. Aber innerlich grinste er doch. Ha-ha-ha! Wenn die Deutschen mit Gummipropfen schossen, wenn's Hungern und Frieren nicht gar so arg auf die gute Stimmung wirkte, wenn — schließlich, ja, wenn er Ellen nicht hätte, die er doch auch in solchen Fragen der Vaterlandsverteidigung hören mußte, ja, dann wär' es vielleicht möglich. Ach, seine eigenen Kopf's notwendig sein. Aber so ging es eben nicht. Old England ist's doch nicht allein, man will doch auch existieren. Nicht wahr?

Thomas Upper trottelte weiter. Dort oben schrieb die blutrote Hand aufs neue ihren grellen, flimmernden Aufruf.

Nun war er mitten zwischen den lachenden und schweigenden Menschen, zwischen rollenden und lauchenden Wagen. Gewaltig, wie in einem engen Kessel hing sich der Arm zwischen den hohen steinernen Wänden. Von oben sah die Nacht hinein. So neugierig, geheimnisvoll!

Thomas Upper sah kaum auf. Er rampte die Serren an, die ihn brummend ansahen und doch weiter gingen, trat einer älteren Jungfer auf die spitzen Lackstiefel, so daß sie froh erschreckt sich umdrehte, um zu sehen, wer sich mit ihr einlassen wollte. Thomas ging rücksichtslos weiter und machte sich darüber wirklich keine Sorgen.

Ach, die Sorgen sahen ihm ja ganz wo anders! Das Geld? Ja, das Geld gehörte auch mit hinein. Aber tiefer, noch tiefer sah die bittere, beinahe giftige Wursel.

Der Bruder in Amerika hatte geschrieben. Heute erst. Thomas fühlte den kühnenden Brief in der Tasche. Ja, der hatte gut reden. Der sah in Ruhe und Sicherheit in seiner Fahrt und zählte täglich die gedrehten Granaten, die allwissentlich in einer stattlichen, granblühenden Pyramide anwuchsen.

Er solle doch kommen, schrieb der Bruder. Mit dem Verdienst in London sei's ja doch nicht. Jetzt zumal, wo die Deutschen mit ihren Booten das ganze Leben so verteuert hätten. Hier aber sei die Devise: Großer Verdienst, billiges Leben.

Wie das so einfach auf dem Papier stand. Gedulbiges Papier, zu welchen Dummheiten gibst du dich her! Woher das Geld nehmen für die Ueberfahrt? Und den Bruder fühlten lassen, daß er so gar nichts hatte? Nein, lieber nicht. Und dann auch das Vaterland! Er mußte doch eigentlich hier sein. Hier würde er gebraucht. So schreiben's wenigstens die Zeitungen allabendlich in schreienden Buchstaben. Ach ja, die blutrote Hand steckte dazwischen! Ja, gewiß, nur die!

Langsam bog Thomas Upper in die Nebenstraße ein und ließ den lauten Verkehr hinter sich her ebben.

Nein, so ging's nicht! Man muß doch sein Neuestes tun. Oder doch wenigstens so tun, als ob man's täte. Nicht wahr? Ja, das war ein alter englischer Satz. Der Vater hatte ihn oft gebraucht.

Thomas Upper rampte in all seinen Gedanken gegen einen Laternenpfahl.

Da kam ihm die Erleuchtung. Ja? Nun wenigstens eine! War er dort drüben dem Vaterlande nicht viel nützlicher als hier? Konnte er nicht, wenn er Granaten drehen half, dem Vaterlande viel mehr nützen und sich selbst zugleich auch? Ach ja, darzu lag die vollkommenste Harmonie aller Interessen. Er fühlte es immer klarer in sich aufwachen. Seine Schritte wurden lebhafter, seine Arme bewegten sich schneller, seine Gedanken liefen wie stürzende Wellen.

Und doch! Damit war noch nicht alles gewonnen. Er war noch nicht drüben. Ach, wie er es hasste, dies große, graue Wasser, das dazwischen lag. Und er fiel wieder in ein dumpfes Nachdenken.

Auf seiner kleinen Stube stand er frierend und starrte gegen die besperrten Fensterscheiben. Den Hut hatte er noch auf dem Kopf. So tief steckte er in dem Sumpf seiner Gedanken drin.

Dann wandte er sich jääh um und fiel polternd die steile Treppe hinunter und lief hastig über die Straße. Allen! Sag, weißt du nicht Rat und Hilfe?

Allen war noch nicht im Hause. Meiern vor sich hinstarrend hochte Thomas Upper auf einem Stuhl und wartete.

Da kam sie. Da stand sie.

„Aber warum sprichst du nicht, meine Ellen?“ stürzte er die Worte hinaus.

„Na, wovon denn?“ fragte sie mit seltsamer Ruhe.

Und dann erzählte Thomas. Er hockte wieder auf dem Stuhl. Sie saß jenseits des Tisches. Und über den Tisch hinweg legten sich die Hände ineinander. Beide in Mantel und Hut. Beide mit Augen, die wie Stacheln brannten.

Das schmale, kahle Zimmerchen füllte sich mit tausend Gedanken der beiden Liebenden. Denn ihre Gedanken waren wie ein Schwingen, über den das Wasser der Aufregung gegossen wird.

Wenn man das Ohr an den Türspalt legte, konnte man sie fastig reden hören, wie zwei plätschernde Waldbäche. Plötzlich verstummte ihr Reden. Ein kurzes helles Aufblitzen. Ein paar zaghafte Töne, die von Lippen herüberliefen konnten. Vielleicht. Dann ging die Tür auf, und die beiden hielten sich die dunkle Treppe hinunter.

Am anderen Morgen meldete sich Ellen im Schreibzimmer eines Werbebüros, gab ein paar Namen und Tafeln zu Protokoll, wartete das Augenzwinkern des grauhaarigen Beamten ab, woraus sie schloß, daß es nun erledigt sei, und ging dann süß lächelnd wieder von dannen.

Am Nachmittag erschien Thomas Upper in demselben Bureau und stellte sich als Freiwilliger für die große englische Armee. Der ältliche Beamte kopfte ihm wie ein Vater auf den hellen Sommermantel und entließ ihn mit einem energischen Händedruck, in dem der Dank des ganzen englischen Weltreichs lag.

Draußen wartete Ellen auf ihn. Ungebuldig lächelnd.

„Nun, fertig?“

„Er nicht stumm.“

„Wann werden sie dich einziehen?“

„Nächste Woche, denke ich.“

Dann eilten sie zusammen davon.

In einem der nächsten Tage holte sich Ellen auf der Hauptkasse des Werbebüros ihren Werbelohn ab, diese hundert Schilling, die der englische Staat schönen und lächelnden Frauen auszahlt, die im Dienste des Vaterlandes freiwillig für das Meer werben. Die ihre Waise für ein „enlist now!“ verkaufen, die die Ehe versprechen für einen Besuch auf dem Werbebüro, die die ganze Huld ihres Herzens über den schütten, der vor Ipern oder Gallipoli für das Braut des englischen Ruhmes steht.

Ellen, tapfere Frau!

Thomas, tapferer Diener deines Vaterlandes!

Lachend saßen sie zu Hause in dem kahlen, schmalen Zimmerchen und drückten sich die Hände über den Tisch hinweg.

Ein paar Tage später bekam auch Thomas Upper seinen Werbelohn ausbezahlt als Dank für das große, freie Herz, das er auf den Tisch des Werbebüros fürs Vaterland niedergelegt hatte.

Wie süß küßten sich die paar Scheine an! Thomas ließ das ungenutzte Papier durch die zitternden Finger gleiten.

„Reichte Ellen,“ rief er und drückte sie an sich. „Denn nun an neune ich dich nur noch meinen kleinen Winkler. Nicht wahr?“

Sie küßte vor Vergnügen. Sie sah das Meer unter sich schaukeln und England wie einen dunklen Schattenriss hinter sich in der Ferne verschwunden. Nun ging's nach Amerika.

Und doch.

„Wenn sie dich aber gar so schnell hosen, Thomas?“ fragte sie zaghaft und schien plötzlich wieder allen Mut verloren zu haben.

Er fiel wieder in das qualvolle Nachdenken zurück.

Was? Sie wollten ihm nun England sperren? Und er wollte doch hinfahren in den Dienst des Vaterlandes. Nein, die Sache war immer noch nicht ganz klar. Das küßte er wieder, als hobre ihm ein Tischler Schraubstocker in die Schläfen.

Es war wieder Abend. Das Nachen war in dem kleinen Zimmer wieder ganz still geworden und hatte sich legendar in eine dunkle Ecke verkrüppelt. Die beiden saßen sich schweigend gegenüber.

Thomas Upper küßte, wie häßlich es im Leben mit Geld und mit den guten Gedanken eingetrübt sei.

Von fernher aus der großen Dunkelheit kam ein anschwellegendes Rauschen gegen die Stadt wie eine Flut, die langsam gegen den Deich anrollt.

Thomas stand auf und horchte. Aber noch ehe er sich gewiß wurde, was es sein könnte, liefen schreitende Signale durch die Straßen, die Dichter verlöschten, fern am Himmel erstarrte plötzlich der grelle Widerschein der larmenden Stadt. Eine Sterbensruhe kam über das große, graue Häusermeer.

Das Rauschen des deutschen Luftschiffes wurde voller und lauter.

Thomas sprang ans Fenster und lehnte sich hinaus. In weißlich flimmernden riesigen Regeln stürzte sich das Licht der Scheinwerfer gegen den düstern Himmel von allen Enden der toten Stadt. Es war ein atemberaubendes Lichterpiel.

Thomas sprang zurück ins Zimmer, vakte Ellen läß bei der Hand und serzte sie mit hinunter in den Fluß des Hauses. Ellen und küßten zugleich schauten sie durch die staubigen Fenster über die Straße und gegen den Himmel mit seinen flackernden Lichtbändern.

Und plötzlich begann ein Knattern und Deuten der Schrapnell, ein Aufzischen und Pfeifen der Geschosse, daß Ellen sich ängstlich an Thomas drängte. Ihr war, als müßte sie aus dem Hause springen, das Freie atmen.

Da brüllte es irgendwo dumpf in der Dunkelheit.  
Die erste Bombe.  
Hell lüchelten dagegen die englischen Geschosse. Flimmernd  
gossen die Scheinwerfer ihr Licht über das schwarze Tuch des  
Himmels.  
Wieder ein dumpfes Brüllen.  
Ellen wurde ruhiger. Die Sinne gewöhnten sich schnell an  
den Schreck.  
Eine Weiße Stille, Nacht und Stille.  
Da schlug ein Geschöß von oben leuchtend und brennend in das  
Neben- und eigene Haus, in dem Thomass und Ellen wohnten.  
Hell läßen Schreckens sprangen sie ins Freie.  
Hinter und über ihnen krachte und brach das rollende Gestein,  
das splitternde Holz.  
Sie rannten eine Strecke weit und schauten dann aufgeregt  
zurück. Es war nur wenig durch die Dunkelheit zu sehen.  
Eine Zeitlang rauchte dort oben das unsichtbare Schiff.  
Dann wurde sein Bläseschlag leiser und ferner. Und dann war  
wieder Nacht, stille Nacht.  
Die Postel sperrte die Straße.  
Thomas und Ellen irren durch die nächtlichen Straßen.  
Langsam kam wieder Ruhe in ihre Herzen. Sie konnten noch nicht  
alles begreifen. War es Glück, war es Unglück?  
Ellen griff sich nach Thomas' Arm.  
„Du, jetzt sollten wir fahren! Nicht wieder zurück nach dort!“  
Thomas begriff die Worte mit Blitzesschnelle.  
Ja! So ging es. Alles drängte sich in ihm zusammen. Mut,  
Stolz, Furcht.  
Dann legte er den Arm um Ellen. „Kommt, mein kleiner  
Minister. Die glauben, wir liegen da unter den Steinen. Du, wir  
beide. Verstehst Du's nicht? Sababa.“  
Er sah auf in die Nacht, als müsse er dem feindlichen Vogel  
da oben ein paar dankbare Worte sagen.  
„Du, Ellen, morgen fahren wir. Kommt.“  
Am andern Morgen trug die beiden der Zug aus der Halle  
des Bahnhofes westwärts nach Liverpool. Als sie über die eiserne  
Brücke fuhren, winkte Ellen lachend mit dem Taschentuch hinterher.  
Da unten auf dem großen Platz spielten die Straßenmusikanten  
lärmend das alte, stolze Lied: „Mule Britannia“.

### Büchertisch.

— Ein Regener-Gedächtnisheft bietet die Neue Musik-  
Zeitung (Karl Gröninger, Stuttgart) ihren Lesern im foeben er-  
schienenen 18. Hefte des 87. Jahrganges, das zwölf hervorragende  
literarische Arbeiten und Dichtungen enthält. Wir nennen unter  
diesen die herrliche Würdigung des großen Künstlers, die General-  
musikdirektor Prof. D. Dr. Wolfrum am Sarge Regers gegeben  
hat, eine Abhandlung des Regers-Schülers Joseph Daas über die  
formale Seite in des Meisters Schaffen, eine Arbeit von H.  
Keller, einem anderen Schüler des Heimgegangenen, über die  
Orgelmusik, einen Essay L. Niemanns über die Tonalität Regers,  
die Rede, die der Schriftleiter des Blattes, Prof. Dr. W. Nagel  
bei der öffentlichen Trauerfeier im Kgl. Konservatorium in Stutt-  
gart gehalten hat, eine Abhandlung Adalbert Lindners in Weiden,  
die um deswillen ganz besonderes Interesse beanspruchen darf,  
weil Lindner der erste Lehrer Regers neben dessen Vater war,  
jahrelang im engsten Verkehr mit dem Meister stand und in  
Regers Bildungsgeschichte wie kaum ein Zweiter eingeweiht ist.  
Diese bei weitem nicht erschöpfende Inhaltsangabe möge genügen,  
um einen kleinen Begriff von dem überaus reichen Inhalte des  
Heftes zu geben, das eine erstmals veröffentlichte Komposition und  
22 Abbildungen Regers und der Stätten seines Wirkens sowie eine  
vollendet ausgeführte Kunstbelle (eine der letzten Aufnahmen des  
Meisters) enthält. Der Preis beträgt nur 50 Pf.

— „Weltkrieg und Schaubühne“ bezieht sich eine  
Kriegsschrift des bekannten elsfässischen Bühnenschriftstellers Dr. Arthur  
Dinter (Deutsche Erneuerung Bd. 1, brosch. Mk. 1,—, München,  
J. F. Lehmanns Verlag.) Mit rücksichtsloser Offenheit legt Dinter  
die hinter den Kuliszen liegenden Ursachen dar, die verhindern, daß  
der mächtige Geist der Erneuerung, der heute das deutsche Volk  
durchseelt, auch auf der Schaubühne zum Ausdruck kommt. Er  
weist nach, daß diese dem breiten Publikum und auch dem ge-  
bildeten Theaterbesucher völlig unbekanntem Ursachen in einem  
Theaterklingel verortet sind. Nur von den staatlichen  
Organen Regierung und Reichstag könne die Lösung dieser wich-  
tigen Zukunfts- und Lebensfrage des deutschen Volkes ausgehen,  
wenn sie in höherem kulturellem und nicht bloß in rein wirtschaft-  
lichem Sinne erfolgen soll. Diese Lösung müsse von der Einsicht  
ausgehen, daß ein nur höheren Zwecken dienendes und allen seinen  
Angestellten ein menschenwürdiges Dasein sicherndes Theater nie-  
mals ein oberflächlich abwertendes Unternehmen sein kann, sondern  
notgedrungen eine Zuschau erhellende Kultureinrichtung sein muß,  
genau wie die Schulen, Universitäten, Akademien und Museen.

— Was die Schwalbe sang. Geschichten für Jung und  
Alt von J. C. Deet. 1.—12. Auflage. Verlag der J. C. Cotta'schen  
Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Gebeket Mk. 2,50,  
gebunden Mk. 3,50. — Deiters, von Humor durchwehte Bilder über-  
wiegen in diesen zwanglosen kleinen Erzählungen des beliebten

Schweizer Dichters. Erinnerungsbilder sind es, geschöpft aus dem  
wechselreichen Leben eines Mannes, der sich aus engen Schranken  
herausarbeitete und emporkstieg durch eigene Kraft.

— Der Krieg 1914/16 in Wort und Bild.  
81. bis 88. Heft (Preis je 30 Pf.) Deutsches Verlagshaus  
Bong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 83.

— „The Daily Graphic“ und die „Schweizer Illu-  
strierte Zeitung“. Wir haben an dieser Stelle wiederholt  
darauf hingewiesen, daß die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ in  
ihrer unparteiischen Haltung wohl als die beste Wochenchrift der  
Neutralen in deutscher Sprache gelten dürfte. Dafür liefert der  
„Berliner Lokal-Anzeiger“ in seiner Nummer vom 11. Juni einen  
sichtbaren Beweis; indem er ein und dasselbe Bild doppelt wieder-  
gibt, das einmal der „Schweizer Illustrierten Zeitung“ entnommen  
wurde, wo es als Aufnahme vom italienischen Kriegsschauplatz  
bezeichnet war, während die zweite Wiedergabe der „Daily Graphic“  
entstammt, die es zu einer Aufnahme vom westlichen Kriegs-  
schauplatz stempelt und es zu einem Angriff auf die deutsche Kriegs-  
führung benutzt. Es zeigt dies, wie wertvoll es gerade in gegen-  
wärtiger Zeit für jeden ist, der die Zeitereignisse mit Interesse ver-  
folgt, der „Schweizer Illustrierten Zeitung“ jene besondere Beachtung  
zu schenken. Der Bezug des Blattes durch deutsche Postämter ist  
gestattet. Aber auch alle Buchhandlungen können die „Schweizer  
Illustrierte Zeitung“ liefern. Einzelnummer 25 Pf. Abonne-  
mentspreis Mk. 5.— halbjährlich.

— Die „Fliegenden Blätter“ (Verlagsbuchhandlung  
Braun & Schneider in München) haben während der zwei Jahre,  
die nun der Weltkrieg bald dauert, ihr Programm, das sie bei  
seinem Beginn aufnahmen, getreu durchgeführt. Der Humor sollte  
bewahrt werden, mochten die Zeiten auch noch so schwer und trüb  
sein, denen wir entgegen gingen. Diese Aufgabe ist den „Flie-  
genden Blättern“ im Kriege auch noch dadurch leichter und lieber ge-  
worden, daß die unvergleichlichen Gelingen unserer Truppen und  
unserer Verbündeten die Begeisterung stets von neuem ent-  
flammten und so die Stimmung hochhielten und dem Humor zu-  
gänglicher machten. Dies sehen wir aus dem Bande der im  
laufenden Halbjahr erschienenen „Fliegenden Blätter“, die in ihrem  
literarischen und bildlichen Inhalt den Ereignissen würdig ge-  
folgt sind.

— Dauet Gemüse! Ein Rezept für drinnen und draußen.  
Im Auftrage der Palmengarten-Gesellschaft Frankfurt a. M. be-  
arbeitet von August Siebert, Königl. Landes-Ökonomierat, Kgl.  
Preuß. Gartenbaudirektor, Betriebsdirektor der Palmengarten-Ge-  
sellschaft. 32 Seiten mit fünf Vollbildern. Preis 25 Pf.

### Gießener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Erbsensuppe mit Schnittlauch, Schinkenom-  
lette, Spargeln, Kartoffeln.
- Montag: Gerstengrünsuppe mit Spargelbrühe, Nieren-  
ragout, ausgehöpfte Kartoffelköße.
- Dienstag: Buttermilchsuppe mit geriebenem Rontmischbrot,  
Kartoffelspannfischen, Ababarberkompott.
- Mittwoch: Sauerkampfersuppe, Grünkernbratlinge, Römisch-  
kohlgemüse, Kartoffeln.
- Donnerstag: Kartoffelsuppe mit Möhren, Kirschen-  
michel\*.)
- Freitag: Bohnensuppe, Kabislau, Kartoffeln, Senfsenf.
- Samstag: Sauerkraut, Kartoffelbrei mit Speck- und  
Zwiebelwürfeln.

\* Kirschenmichel mit Kartoffeln: (6 Personen.)  
3 Eigelb, 1/4 Pfund Zucker, gut gerührt, 1/4 Pfund gekochte ge-  
riebene Kartoffeln, Schale einer Zitrone (oder getrocknete Apfel-  
süßenshale), Eier Schnee und 1 Backpulver und 1 1/2 Pfund Kirschen  
mit den Steinen durchgemengt und gleich gebaden.

\* Kirschenmichel mit Bröckchen. (6 Personen.)  
6 Bröckchen werden abgerieben, das Innere in Milch gewelcht und  
ausgedrückt, 50 Gramm Zucker mit 2 Eiern gerührt, Bimt und  
einige geriebene Mandeln, 1 Backpulver und 1 1/2 Pfund nicht ent-  
fernte Kirschen darunter und gebaden.

\* Kirschenmichel mit Grieß. 2 Liter Magermilch,  
1/2 Pfund Weizengrieß wird ziemlich lange gekocht, 50 Gramm But-  
ter, 2 Eigelb, einige geriebene Mandeln, Bimt und Nellen, ge-  
riebene Zitronenschale, 1/4 Pfund Zucker, 1 Backpulver, zuletzt den  
Schnee und 1 1/2 Pfund Kirschen darunter gerührt und gleich  
gebaden.

### Ergänzungsrezepte

M . . . h e . . e S . . g . d . u . . t ,  
M . m . u . f . e . d . . L . . d . . c h a ,  
n . . u . u . l . t . s . b . l . g . t . n ,  
.. f . a . . e i . . f . r . . r . d . l .  
Aufsüßung in nächster Nummer.

Aufsüßung des Logogriffs in voriger Nummer.  
Vorgang, Vorrang, Vorhang.